Die schwarze Katze

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die ſchwarze Katze.

Es war ein Julitag, ſo erdrückend heiß, ſo ungeſund aufreizend und doch erſchlaffend, wie dies nur in der Großſtadt möglich iſt. Der Asphalt, weich von der ſengenden Hitze, brannte faſt durch die Schuhſohlen, der Staub, fein wie Mehl und durchſetzt mit Millionen unſichtbarer Schadentierchen, drang durch die dünnen Kleiderſtoffe der Frauen und prickelte auf ihrer Haut. Er überzog alles Erreichbare mit einer häßlichen grauen Kruſte, er, der von den Hufen der Tiere, den Füßen der Menſchen aufgewirbelt wurde, den die Stadtbahnen herabſtäubten, den der Wind weitertrug, der die faulende Luft der Straßen anfüllte und mit ihr in die atmenden Lungen drang als unausweichlich zerſtörender Feind.

Mit verdroſſenen Geſichtern ſchleppten ſich die Menſchen aneinander vorbei, unluſtig zur Arbeit, unluſtig auch zur Freude. Nur daß die Männer manchmal mit gierigen Blicken eine hübſche Frau muſterten, deren Formen ſich unter den faſt durchſichtigen Kleiderſtoffen deutlich abzeichneten.

Dr. Franz Norbert kam aus der Klinik nach Hauſe. Er war müde und abgeſpannt und freute ſich auf ſeine kühle Wohnung. Als er den ſchweren Flügel des Portales aufdrückte, fuhr aus der Portierloge zur Seite ein ſtruppiger, kleiner Kopf: „Herr Doktor, oh Herr Doktor!“

Der Arzt blieb erſtaunt ſtehen: „Na, Wilhelm, was iſt denn los?“ Zwei ängſtliche Augen, ein tropfendes Näschen in einem käſigen Geſicht und ein zum Weinen verzogener Mund. — Dr. Norbert erkannte ſeinen altklugen, verſchmitzt frohen fünfjährigen Freund nicht mehr. Trotz ſeiner Müdigkeit trat er näher: „Alſo, was iſt los?“

„Mutter liegt hinten und ſchreit ſo. Sie kann nicht aufſtehen, ſagt ſie, und kein Mittagsbrod machen und ich ſoll aufpaſſen, wenn der Herr Doktor kommt —“

„Ach ſo!“ Dr. Norbert wußte Beſcheid. Mit einem Seufzer verzichtete er auf die erſehnte Ruhe. „Ich komme gleich, Wilhelm. Sag Mutter, ich hole nur etwas für ſie in meiner Wohnung und mach' mir hinten die Türe auf. Bin gleich wieder da!“

Eilfertig ſprang er die Treppe hinauf. Während er ſeine Inſtrumente zuſammenſuchte, bat er ſeine Wirtſchafterin, den beiden Kindern der Portiersfrau zu einem Mittageſſen zu verhelfen.

„Schicken Sie die Bälger nur herauf, Herr Doktor. Es iſt genug da, und verwöhnt ſind die armen Würmer auch nicht,“ ſagte die Frau.

„Denken Sie nur, was das werden ſoll? Der Hausherr will ſchon am erſten Auguſt einen neuen Portier einſtellen. Die arme Frau kann einem dauern. Fünf Jahre lang hat ſie alles beſtens in Stand gehalten und nun ihr der Mann wegſtirbt, wird ſie Hals über Kopf mit ihren Kindern auf die Straße geſetzt. Was ſoll ſie denn anfangen, wenn jetzt noch ein Drittes dazu kommt?“

Dr. Norbert hielt ſich nicht mehr mit der Löſung dieſer Frage auf. Es war ihm einſtweilen wichtiger, dieſes „Dritte“ unter ſeine Obhut zu nehmen, damit es, ohne ſeiner Mutter Schaden zuzufügen, auf eine Welt gelangte, in der es wohl nicht allzuviele Freuden erwarten konnte.

Die Kinder, Wilhelm und der dreijährige Karl, ſchnurrten auf ſeine Verheißung hin wie zwei losgelaſſene Kreiſel an ihm vorüber und ſtrebten, ſo raſch es ihre rachitiſch krummen Beine erlaubten, zu dem unverhofften und üppigen Mittagbrod.

* * *

Dr. Norbert hatte keine leichte Arbeit. Stunden vergingen, ehe ein quiekſender Schrei verkündete, daß wieder eine kleine Seele den Weg aus dem Nichts gefunden hatte zu dem zweifelhaften Lichte eines Erdendaſeins. Die Hebamme, die auf Dr. Norberts telephoniſchen Anruf gekommen war und ihm redlich beiſtand, ſchaute zufriedenen Blickes auf das Kind: „Kerngeſund, trotz der ſchlechten Ernährung — das bleibt am Leben.“

Der Arzt, der ſich eben über die Mutter beugte, fuhr erſchrocken zurück. In den Augen der Wöchnerin war bei dem Lob der Hebamme etwas aufgezuckt, etwas Gehäſſiges, Wütendes, Verzweifeltes — er wußte ſelbſt nicht was, aber etwas erſchreckend Grauenhaftes. Die Frau hatte ſich heldenhaft benommen. — Kaum, daß bei der größten Qual ein wimmernder Laut über ihre blutleeren Lippen kam. Wie im Trotz gegen das Schickſal, das ſie, die Witwe zu dieſer Marter verdammte, hatte ſie das ſchwere Frauenlos getragen und auch jetzt zeigte ſich in ihren blaſſen Zügen nichts von erlöſter Befreiung. Sie lag mit herbgeſchloſſenem Munde, wie in verbiſſenem Groll, in ihrem zerwühlten Bett. Sie ſprach kein Wort.

Dr. Norbert wandte ſich an die Hebamme, die das Neugeborene badete: „Ich gehe jetzt hinauf, Frau Willig. Wenn Sie hier fertig ſind, ſagen ſie's meiner Wirtſchafterin. Sie können dann auf eine Stunde fortgehen und eine Schweſter beſtellen. Ich ſehe inzwiſchen einmal nach. Aber jedenfalls muß die Nacht gewacht werden. Adieu, Frau Willig.“

Ehe er die enge Wohnung verließ, ſchaute Norbert noch nach den Kindern. Sie ſaßen in der Portierloge auf dem Boden und ſahen ver-

gnügt zu, wie eine große, aber ſehr magere, ſchwarze Katze ihr Junges ſäugte.

„Nun, hat eure Miez auch Kinder?“ fragte Norbert freundlich. „Wie viele ſind's denn?“

Wilhelm ſah mit glänzenden Augen auf: „Es waren drei — aber jetzt iſt's nur noch eines. Zwei hat ſie umgebracht.“

„Das iſt ja eine liebevolle Mama,“ lachte der Arzt.

„Mutter ſagt, ſie hat recht. Mehr wie eines kann ſie nicht aufziehen, weil ſie keine Milch hat. Da ſagt Mutter, es iſt nur vernünftig, wenn ſie die anderen wegſchafft.“ Der Knabe mit dem ſcharfen, altklugen Geſicht wiederholte die grauſame Weisheit voll Wichtigkeit. „Später wären ſie doch verhungert, da iſt es beſſer, ſie ſterben, ſolang ſie noch ſo klein ſind, ſagt Mutter, da tut's ihnen noch nicht weh. Hat Mutter recht, Herr Doktor?“

Norbert ſtrich ſanft über das ſtrohdürre Haar des Kindes. Wie häßlich nüchtern das Leben der Armen war von Anbeginn an!

Man lehrte ſie das Nützliche ohne Rückſicht auf das Gefühl, und man mußte es ſie lehren, damit ſie ſtark genug wurden um das zu ertragen, was ſie alle erwartete — die Not.

„Mutter hat recht —“ ſagte er gepreßt. „Aber ſieh jetzt, wie ſchön die Miez das eine Junge pflegt.“ Es war ihm Bedürfnis, ſie darauf aufmerkſam zu machen, das allzu Harte zu mildern. Sie ſollten doch nicht nur das Schroffe ſehen, es mußte auch für ſie etwas geben, das mild und verſöhnend ihre Herzen berührte. Er bückte ſich und ſtreichelte den ſchönen Kopf der Katze. Sie ſchnurrte leiſe, aber ſie unterbrach ihre zärtliche Beſchäftigung des Leckens und Glättens ihres Jungen nicht. Das ſtemmte das dicke Bäuchlein gegen den Leib der Mutter und ſog unter eifrigem Treten an den ſchmächtigen Zitzen. Die Alte mochte wohl recht gehabt haben. Ihre Nahrung genügte höchſtens für ein Kleines.

Auch die Katze der Armen war arm und die Armutsnot zwang ſie, ihren urſprünglichen Inſtinkt zu verleugnen.

In trüber Stimmung ſuchte Dr. Norbert ſeine Wohnung auf. Er warf ſich auf ſeine Ottomane und malte ſich das mutmaßliche Schickſal des Kindes aus, das er dem Leben heute als Beute gewonnen hatte. Wie ſollte die Frau den Unterhalt beſchaffen für ſich und drei Kinder? Sie war ſchwächlich und würde jetzt nach der ſchweren Geburt noch zarter ſein. Die ſchlechte Ernährung zeigte ihre üblen Folgen ſchon bei den andern Kindern. Das Verdienſt war ja zum größten Teil von dem langjährigen Leiden des Vaters aufgezehrt worden. Als er ſtarb, ging der letzte erſparte Pfennig auf die Begräbniskoſten. Man konnte ja der Frau ein wenig mit Geld helfen. Aber ſie würde nur in der äußerſten Not etwas nehmen, denn ſie haßte die Reichen. Dr. Norbert erdachte

allerhand Pläne, die immer phantaſtiſcher wurden, je mehr die Müdigkeit ihn übermannte und die zu einer märchenhaft ſchönen Löſung führten, gerade in dem Augenblick, als er einſchlief.

* * *

Die Strahlen der Sonne fielen ſchon ſchräg in ſein Zimmer, als er aus hartem Traum erwachte. Seine Wirtſchafterin ſtand vor ihm und erklärte, er habe im Schlaf ſo laut geſtöhnt, daß ſie es nebenan gehört hätte und ihn gerade habe wecken wollen, als er erwacht ſei.

„Iſt jemand hier geweſen?“ fragte er noch ſchlafbefangen, während er ſich die ſchweißbedeckte Stirne wiſchte.

„Nur Frau Willig. Sie ſei fertig, ſagte ſie.“

„Wann war das?“

„Vor einer guten halben Stunde!“

„Donnerwetter!“ Dr. Norbert ſprang auf die Füße. „Dann iſt ja niemand unten. Ich muß ſofort nachſehen.“

Er konnte ſich zwar denken, daß Frau Willig vor ihrem Fortgang alles aufs Beſte geordnet habe, und daß die Wöchnerin ruhig eine Stunde allein ſein konnte. Aber ein ſorgendes Pflichtbewußtſein trieb ihn trotzdem ſofort zu ſeiner Patientin.

Wilhelm öffnete ihm auf ſein leiſes Klopfen. „Mutter ſchläft,“ ſagte er flüſternd, „das kleine Brüderchen auch. Wir durften es nur einmal anſehen, dann mußten wir gleich wieder hinaus. Mutter ſagt, ich müſſe auf die Tür aufpaſſen und Karl ſolle bei mir bleiben.“

Norbert ſchob den Knaben vor ſich her und trat in die Wochenſtube. Die Frau ſchlief wirklich einen feſten geſunden Schlaf. Neben ihrem Bett auf zwei Stühlen ſtand der Korb mit dem Kleinen. Das ſchwere Deckbett der Frau, das ſie trotz der Juliglut nicht hergeben wollte, lag zur Hälfte über die primitive Wiege. „Mein Gott, das Kind könnte ja erſticken,“ dachte der Doktor und ſchob vorſichtig das Bettſtück zurück. Das matte Tageslicht fiel mit ſeinem letzten Schein voll auf den Korb und den Säugling. Unbeweglich lag das kleine Geſchöpf, wie leblos. Dr. Norbert beugte ſich über die Wiege. Aber nach dem erſten Blick zerrte er mit einem Schreckenslaut das kleine Bündel rückſichtslos heraus und taſtete nach dem Herzen. Das Kind war tot —

In dem fahlen Dämmerlicht ſtand der Arzt mit dem Säugling auf dem Arm in lähmendem Entſetzen. Dort vor ihm lag die Mutter in ruhigem Schlaf, die Mutter, die ihr Kind getötet hatte. Denn darüber konnte es keinen Zweifel geben. Mit dem ſchweren Deckbett hatte die Frau das junge Leben erſtickt.

Noch ſah er ja den Blick, den gehäſſigen, wütenden, verzweifelten Blick bei dem Lobe der Hebamme.

In der kurzen Zeitſpanne, in der ſie allein war mit dem Geſchöpf, das ſich unter fürchterlicher Pein von ihrem Leibe gelöſt hatte, vernichtete ſie es mit ruhiger Überlegung. Und als habe ſie eine gute Tat vollbracht, ſchlief ſie gleich darauf feſt und zufrieden ein.

Konnte die Natur ſo unnatürlich ſein? Wie war dieſe Verirrung möglich, warum tat ſie's?

„Später wären ſie doch verhungert. Da iſt es beſſer, ſie tötet ſie, ſolange ſie noch ſo klein ſind. Dann tut es ihnen noch nicht weh.“

Dieſe gräßlichen Worte, die das Kind von ſeiner Mutter gehört und nachgeſprochen hatte, klangen wieder in Dr. Norberts Ohren.

Doch der Menſch darf nicht handeln wie ein Tier! Er hat eine höhere Verantwortung — er hat —

Aber wenn die Not, die gefräßige Not hinter dem Menſchen ſteht und ihn foltert mit der wahnſinnigen Angſt: woher nehme ich Brot? Wenn das Elend zu Gaſte kommt und den Hunger mitbringt? Wenn die Krankheit ihren knöchernen Fuß auf die Schwelle ſetzt und die Verzweiflung grinſend zum Fenſter hineinblickt? Wer denkt dann noch an die höheren Pflichten der Seele bei der zehrenden Qual des Leibes?

Das Tier tötet ſeine Jungen, die es nicht ernähren kann, aus Inſtinkt — dieſes Weib hier tat es mit Bewußtſein. Die Mutter wollte in beiden Fällen das gleiche — eine Laſt von ſich wälzen, die ſie ja doch nie und nimmer tragen konnte, den Geſchöpfen, die ſie mit ihrem Blute geſpeiſt und über die ſie ſich Herr fühlte, kraft ihrer natürlichen Zuſammengehörigkeit, ein Los erſparen, das ihr ſchwerer ſchien als der Tod.

Nach ihrem Empfinden tat ſie das Rechte.

Dr. Norbert dachte daran, was hier ſeine Pflicht war. Er mußte die Polizei rufen und ihr anzeigen, daß ein Verbrechen geſchah. Dann ſchleppten ſie das Weib ins Gefängnis, und ſie wurde mit jahrelanger Freiheitsberaubung beſtraft. Unterdeſſen nahm ſich der Staat der Kinder an, deren Los raſch genug in der Anſtalt, in die man ſie ſteckte, bekannt ſein würde, und die man dann für etwas quälte, woran ſie keine Schuld trugen. Was aus ſolchen Kindern wird, weiſt die Verbrecherſtatiſtik zur Genüge nach.

Wenn er aber ſeine Pflicht nicht tat? Wenn er ſtatt deſſen die Mutter im Auge behielt, ſie als Scheuerfrau ſeiner Wirtſchafterin zugeſellte und dafür ſorgte, daß ſie genug verdiente, um an Wilhelm und Karl ihre Schuldigkeit zu tun? Er dachte an die ſchwarze Katze, wie innig ſie das Junge gepflegt, dem ſie das Leben geſchenkt hatte!

Und Dr. Norbert beſchloß, ſeine Pflicht nicht zu tun. Er legte das tote Kind in den Korb zurück und ſtrich mit einer mitleidig verzeihenden Bewegung über die Stirne der Schlafenden.

Gleich darauf kam die von der Hebamme geworbene Schweſter. Er verſtändigte ſie über die Pflege der Wöchnerin und ſagte dann kurz: „Das Kind iſt unterdeſſen geſtorben. Ich werde einen Totenſchein ausſtellen.“

Die Schweſter machte erſtaunte Augen: „Ich dachte, es ſei bei der Geburt ganz geſund geweſen —“

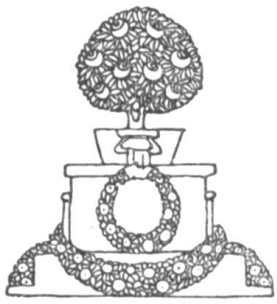
„Das wohl —“ Dr. Norbert zögerte einen Augenblick, dann ſagte er mit feſter Stimme: „Es war trotzdem nicht — lebensfähig.“

Die Schweſter ſchüttelte in gewohnheitsmäßigem Bedauern den Kopf — wandte ſich aber ſogleich der Wöchnerin zu. Ihre Tätigkeit gehörte den Lebenden, mit den Toten hatte ſie nichts zu ſchaffen.

Dr. Norbert ſchaute diesmal nicht mehr nach den Kindern. Er fürchtete, ſie wieder vor dem Lager der ſchwarzen Katze anzutreffen und ihre altklugen, grauſamen Bemerkungen zu hören, die Lebensweisheit, die ihre Mutter ſie lehrte. Er konnte nicht verdammen und nicht richten; er konnte ſogar verzeihend begreifen und begreifend verzeihen.

Nur denken und fühlen wie ſie, das konnte er nicht. Und darum wollte er auch fürs erſte nichts mehr ſehen von — der ſchwarzen Katze.

Irma Goeringer.



Ehrliche Baukunſt.

Von Architekt **Rud. Zyſſet**, Spiez.

Wenn wir nicht imſtande ſein können, einen guten oder ſchönen oder neuen Bauſtil zu erzwingen, ſo können wir doch verſuchen, ehrliche Baukunſt zu pflegen; die Dürftigkeit der Armut kann verziehen, ſtrenge Nützlichkeit geachtet werden; was anders als Verachtung kann die Niedrigkeit der Täuſchung treffen?

Dieſe Worte auf unſere gegenwärtige Architektur angewendet, weiſen uns den Weg zu einer ehrlichen modernen Baukunſt.

Bis vor kurzem wurde von einem Bauwerk, ſei es nun Wohnhaus